~Der Hausfreund~

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 8 Lemberg, am 5. Ernting (August) 1928

Schwester Carmen

Roman von Elsbeth Borchart

7)

IV.

Carmen hatte angefangen, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Sie gehörte zu den glücklichen Naturen, die sich überall bald heimisch fühlen und allem die beste Seite abzugewinnen trachten. Ihre Zeit war auch derart ausgefüllt, daß sie kaum zu Selbstbetrachtungen kam.

Wenn ihr Dienst auch kein schwerer war, mußte sie doch von frühmorgens bis zum Abend, die kurzen Freistunden abgerechnet, auf den Beinen sein. Hier gab es Massagen, Umschläge, Einreibungen zu machen, dort Bäder herzurichten. Doch das war das wenigste. Die Hauptanforderungen stellte man an ihre persönliche Anteilnahme. Man verlangte das weitgehendste Interesse von ihr, vertraute ihr nicht allein körperliche Leiden, sondern auch persönliche Schmerzen seelischer Art an, machte sie zur Mitwisserin der intimsten Familienverhältnisse und verschwiegensten Geheimnisse, wünschte ihren Trostzuspruch, ihren Rat, ihre Meinung und nicht selten ihr persönliches Eingreifen.

Natürlich gab es auch einige darunter, die die schöne Geschlechtsgenossin, die mit einem Male der Gegenstand lebhaftester Aufmerksamkeit geworden war, mit Neid und Mißgunst betrachteten. Einige verheiratete Frauen nannten sie sogar insgeheim eine „gefährliche Circe", die den Männern hier die Köpfe verdrehte, und bewachten die eigenen Männer mit argwöhnischen, eifersüchtigen Augen.

In ihrer Harmlosigkeit, und an Huldigungen gewöhnt, merkte Carmen von dieser kleinen Gegenströmung nichts. Trotz einer gleichmäßigen Freundlichkeit gegen jeden, wer es auch sein mochte, blieb sie stets die unnahbare Prinzessin, die ihre Stellung zu wahren wußte.

Als einzige Krankenschwester hatte sie natürlich auch den männlichen Patienten, soweit wie angängig, beizustehen. Sie war weder prüde noch zimperlich und auch zu sehr an solche Dienste gewöhnt, um etwas Unschickliches dabei zu finden. Bei der Pflege fühlte sie sich ganz Samariterin. Ihr feines Taktgefühl ließ sie stets die richtige Grenze finden, und keiner konnte sich einer besonderen Gunst bei ihr rühmen. Daß man sich um ihre Gunst bewarb, amüsierte sie als echte Evatochter, aber sie hütete sich wohl, das zu zeigen, und wußte mit viel Geschick, wo es ihr ratsam schien, ein Gespräch abzubrechen oder sich der Gesellschaft irgend eines Patienten schnell zu entziehen. Ihre Berufstätigkeit gab ihr genug Vorwände dazu.

Um wenigstens für kurze Zeit ihres Interesses teilhaftig zu werden, heuchelte man nicht selten Unwohlbefinden und alle möglichen Leiden, sei es auch nur, damit sie ihre feine, kühle Hand um den Puls lege und sich mit teilnehmenden Worten nach den näheren Umständen des Leidens erkundigen möchte.

Im übrigen war die Gesellschaft hier, wie Exzellenz Poser sich ausgedrückt hatte, ein „lustiges Völkchen", das sich nach Möglichkeit auf diesem schönen Fleckchen Erde zu amüsieren suchte. Nerven und andere Leiden wurden vergessen, wenn es sich um irgend ein Vergnügen, eine Zerstreuung, die durch Dampfer- und Wagenpartien, durch Theater und Konzerte reichlich geboten wurden, handelte. Carmen staunte nicht selten, wie schnell sich schmerzverzerrte, mißmutige Gesichter in strahlende, gelangweilte in vergnügte verwandeln konnten. Sie war es zufrieden und nahm sich ihr Teil Lebensfreude mit. Es war doch immer etwas ganz anderes als die dumpfe Krankenluft, die anstrengenden Nachtwachen im Berliner Krankenhause, wenn sie es auch dafür in anderer Weise hier nicht gerade leicht hatte.

Eines Tages trat Giovanni, der Diener, der sich jede Gelegenheit zunutze machte, um in die Nähe der schönen Schwester zu gelangen, an sie heran.

„Der Herr Baron von Rosen lasse die Schwester um ihren Besuch bitten, da er sich sehr leidend fühle."

Carmen wußte, daß der Baron, der Offizier war, vor etwa Jahresfrist vom Pferde gestürzt und an den Folgen einer Gehirnerschütterung lange krank gewesen war. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit hatte man ihn nach dem Süden geschickt. Hier, im Sanatorium Monte Salvatore, wo eine Tante von ihm, eine Baronin von Frankenstein, mit ihrer Tochter, einem allerliebsten Backfisch, schon den ganzen Winter über lebte, hatte er sich bereits sehr erholt; doch klagte er seit einiger Zeit über heftige Kopfschmerzen, die ihm als Folge seiner Krankheit geblieben waren.

Carmen glaubte, daß es sich auch heute darum handelte und daß sie ihm durch irgend etwas Linderung verschaffen könnte. So ging sie ohne Zaudern in des Barons Zimmer.

Sie fand ihn in halbliegender Stellung auf der Chaiselongue mit einem leidenden Gesichtsausdruck, und fröstelnd hüllte er sich in seine Decke.

Teilnehmend erkundigte sie sich nach seinem Befinden und fühlte seinen Puls:

„Fieber ist nicht vorhanden, Herr Baron," sagte sie, „doch wenn Sie den Herrn Professor oder Doktor Elsner wünschen — —"

„Nein, nein," wehrte er ab, „es ist nur mein altes Leiden. — Ich hoffte, Sie würden mich davon befreien können."

„Vielleicht hilft Ihnen Aspirin," erwiderte sie, seinen beredten Blick nicht bemerkend. „Ich werde sofort Doktor Elsner fragen, ob ich es Ihnen geben darf."

„Das wäre sehr freundlich von Ihnen, Schwester Carmen. Ich danke Ihnen auch, daß Sie sich zu mir bemühten."

„Das ist doch selbstverständlich, Herr Baron," gab sie ihm zur Antwort, „ich eile jetzt und hole das Aspirin."

„Ach bitte — es hat ja noch Zeit," versuchte er sie zurückzuhalten, aber sie war schon zur Tür hinaus.

Endlich kam sie zurück. Auf einem Tellerchen reichte sie ihm eine Aspirintablette und ein Glas Wasser. Er schluckte sie mit Todesverachtung herunter.

„So — und nun Ruhe," gebot Carmen. „Versuchen Sie zu schlafen."

„Ich kann nie am Tage schlafen — bitte, wollen Sie nicht noch ein wenig bleiben, bis ich eine Besserung verspüre?"

Carmen lachte.

„So schnell geht das nicht, Herr Baron. Auf eine halbe Stunde müssen Sie sich wenigstens gefaßt machen. Aber warten Sie, ich erleichtere Ihnen den Schlaf."

Damit ging sie zum Fenster und zog die Vorhänge zu, so daß ein angenehmes Halbdunkel im Zimmer herrschte.

„So —," sagte sie, „jetzt versuchen Sie es — ich bin sicher, daß es Ihnen glückt, und nachher sind Sie wieder ganz frisch. Auf Wiedersehen, Herr Baron."

„Aber, Schwester, bitte — ich — wollte doch —."

„Ruhe, Ruhe," rief sie, schon an der Tür stehend, zurück „Keinen Ton mehr reden."

Damit war sie hinaus, ehe Rosen Zeit zu einem weiteren Protest fand.

Ein kräftiger Fluch entfloh seinen Lippen. Unmutig warf er die Decke zurück, ging zum Fenster und zog die Vorhänge wieder auf. Nun hatte er sich selbst nutzlos Zimmerarrest auferlegt. Seine List war nicht gelungen. Ob Sie ihn durchschaut hatte? Hoffentlich nicht. Sie war in dieser Beziehung beispiellos harmlos und fühlte sich nur als Samariterin. Und er sah in ihr nur das Weib, denn er war in sie verliebt von der ersten Stunde an. Außer bei den beiden Hauptmahlzeiten hatte er wenig Gelegen-

heit, mit ihr zusammen zu kommen, und darum hatte er zu dieser List gegriffen. Leider erfolglos. Ihr war eben auf keine Weise beizukommen. Trotz aller Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit zeigte sie die Unnahbarkeit einer Fürstin. Es wunderte ihn nur, wie sie dazu kam, hier als Samariterin zu dienen. Man merkte es ihr an, daß sie aus vornehmer Familie war, und es mußte eine außergewöhnliche Selbstverleugnung und Charakterstärke dazu gehören, bei ihrer Schönheit diesen Stolz und diese Würde in ihrer Stellung zu bewahren.

Bei der nächsten Gelegenheit wollte er schlauer zu Werke gehen, das nahm er sich vor. Für heute mußte er jedoch seinen Plan verloren geben.

Als Carmen aus dem Zimmer des Barons trat, sah sie den Professor und Doktor Elsner im Flur an der Treppe stehen. Sie mußte, um zu Frau Rudloff zu gelangen, an den Herren vorübergehen und grüßte dabei leicht.

Frau Rudloff ließ die Schwester, die ihr eine angenehme Gesellschaft war, so bald nicht wieder fort. Carmen mußte zu einer List greifen, um sich endlich frei zu machen.

Auf dem Flur schlürfte gerade Exzellenz von Poser in seinen Filzschuhen vorüber. Er hatte sein obligates Bad genommen und schien sich wieder nach einem Plauderstündchen mit der Schwester zu sehnen.

Carmen willfahrte seiner Bitte lächelnd und ging mit ihm ins Empfangszimmer. Sie widmete dem alten Herrn, der ihr eine ritterliche Verehrung entgegenbrachte, gern ein Viertelstündchen ihrer Zeit. Das humorvolle, von leichter Ironie durchwürzte Plaudern amüsierte sie und entlockte ihr oft ein herzliches Lachen, besonders, wenn er die Bewohner des Sanatoriums so treffend glossierte.

„Wo waren Sie denn eben?“ fragte er jetzt, nachdem sie sich gemütlich niedergelassen hatten.

„Bei Frau Rudloff — Kopfmassage,“ erwiderte sie in beruflicher Kürze.

„Haben Sie der ihren Gedächtnisfehler noch immer nicht wegmassiert?“

„Worin besteht denn der?“ fragte Carmen lachend.

„Sollte sie Ihnen etwa noch nicht von den schwindelhaften Honoraren, die sie für ihre Werke erhält, erzählt haben?“

„Doch —“ bestätigte sie.

„Na also! Leidet eben etwas an obigem Lapsus, die alte Dame,“ fuhr er fort. „Meinetwegen, wenn es ihr Vergnügen macht — schaden tut es ja keinem. Wenn sie uns nur damit verschonen wollte, uns allabendlich ihre Erzeugnisse vorzulesen. Nächstens kneife ich auch aus mit Ihnen und der übrigen Jugend ins Nebenzimmer. Fällt einem auf die Nerven, das immer anhören und obendrein noch in die erwartete Lobhudelei mit einstimmen zu müssen. Schauderhaft!“

„Aber Exzellenz sagen doch sonst den Damen so gern Galanterien,“ neckte sie.

„Kommt darauf an — kommt darauf an,“ lachte er und warf einen bezeichnenden Blick zur Schwester hin. „Uebrigens, sagen Sie einmal — seit wann sind Sie mit unserer ‚lustigen Witwe‘ alliiert? Ich sah Sie neulich Arm in Arm mit ihr,“ lenkte er ab.

„Sie meinen Frau Gerda Dietrich? Die hat mir ihr Herz ausgeschüttet,“ antwortete Carmen. Poser prustete vor Lachen.

„Natürlich — sie hat Ihnen, wie allen, die es hören wollen, anvertraut, daß sie eine geschiedene Frau, ihr Mann der alleinschuldige Teil ist und sie gern einen zweiten Mann — glücklich machen möchte. Haha — will sich leider keiner von ihr glücklich machen lassen. Hat es mit allen versucht — sogar mit mir, als sie noch nicht wußte, daß ich ein alter Ehekrüppel bin, und meine Frau sich — nebenbei gesagt — augenblicklich in Nizza amüsiert. Vielleicht beißt Willychen Körner doch noch an — meinen Sie nicht?“

Carmen hielt sich lachend beide Ohren zu.

„Solche Ketzereien darf ich nicht anhören, Exzellenz denn es betrifft meine Pflegebefohlenen.“

„Nun, was die Dietrich anbetrifft, die wehrt sich ja mit Händen und Füßen dagegen, für nicht gesund gehalten zu werden,“ wandte er ein. „Will sich nur von den Strapazen der erfolglosen Männerjagd in Berlin erholen oder auch — ein neues Jagdterrain sondieren. Und Willychen —, der kann sich seinen Magen allein auspumpen, wenn er sich wieder einmal an der guten Kost hier übernommen hat. Die Frau Mama nötigt ihn noch zum Zulangen, auch wenn er nicht mehr kann, — der arme Junge —, daher die Magenerweiterung — aus mütterlicher Liebe.“

„Hören Sie auf — hören Sie auf!“ rief Carmen noch immer lachend dazwischen.

„Mit nichten,“ antwortete Poser, verschmitzt lächelnd, „ich will nun von einem Ihrer wirklichen Patienten reden. Wurden Sie heute nicht zu Rosen gerufen?“

„Ganz recht — er fühlte sich leidend,“ gab sie zu, sich die Lachtränen aus den Augen wischend.

„Der Filou!“

„Was meinten Exzellenz?“

„Hm — ich meinte, daß solch Sanatorium wie ein kleinstädtisches Nest ist, darin jeder weiß, was der andere kocht. Wäre in diesem dolce far niente ja auch zum Auswachsen, wenn das bißchen Klatsch nicht wäre. — Haben Sie noch nicht gehört, daß es heute morgen zwischen der Gräfin und ihrer Gesellschafterin einen Bombenkrach gegeben hat, und daß das arme Mädchen infolgedessen zum Sanatorium hinausflog?“

„Nein, ich hörte noch nichts davon. Da wird die Gräfin mich ja in herrlicher Laune empfangen,“ meinte Carmen aufstehend. „Exzellenz erinnern mich dabei an meine Pflicht. Ich möchte die Gräfin heute nicht warten lassen.“

„Nun, wenn Sie solche Sehnsucht nach ihr haben,“ neckte er, sich ebenfalls erhebend, „dann eilen Sie nur.“

Er begleitete sie bis in den Korridor, wo er sich mit einem kräftigen Händedruck von ihr verabschiedete.

Kurz vor der Abendtafel — Hartungen und sein Assistenzarzt nahmen nie an den Mahlzeiten teil — wurde Carmen durch Giovanni zum Professor entboten.

Sie bekam einen gelinden Schreck. Bis jetzt war es ihr vortrefflich gelungen, ihm aus dem Wege zu gehen. Er hatte sich nicht mehr um sie gekümmert und sie nach den Instruktionen am ersten Tage frei schalten und walten lassen. Seine Besuche machte er allein und war den übrigen Tag, den er mit seiner wissenschaftlichen Arbeit verbrachte, so ziemlich unsichtbar. Sie trug kein Verlangen nach einer Begegnung, und wenn sie eine berufliche Frage hatte, wandte sie sich lieber an den jungen Assistenzarzt, Doktor Elsner, mit dem sie bald auf einem kollegial kameradschaftlichen Fuße stand.

Trotzdem der junge, forsche Doktor durchaus nicht unempfindlich gegen die Reize der neuen schönen Schwester blieb, war er doch klug genug, es vor ihr und vor allem vor seinem Vorgesetzten zu verbergen. Es hätte ihn seine so angenehme Stellung hier kosten können.

Carmen glaubte, ihre Pflichten voll erfüllt zu haben, und dieses Bewußtsein gab ihr eine gewisse stolze Sicherheit.

Erst als sie nach kurzem Anklopfen des Professors Zimmer betrat, legte sich ihr eine leichte Beklemmung auf die Brust.

Hartungen saß wieder an seinem Schreibtisch, wie bei der ersten Begrüßung. Diesmal stand er jedoch nicht auf, sondern wandte nur den Kopf nach ihr.

„Bitte, wollen Sie näher kommen, Schwester Carmen.“

Er wies mit der Hand nach dem Stuhl, den sie schon damals innegehabt hatte, und als sie sich gesetzt hatte, begann er:

„Wie haben Sie sich eingelebt?“

„Danke — recht gut, Herr Professor,“ erwiderte sie, von seiner unerwarteten Teilnahme überrascht, und fügte hinzu, daß ihr die Tätigkeit im Sanatorium zusage und daß sie sich durch das freundliche Entgegenkommen der Patienten sehr befriedigt fühle.

„So — hm,“ machte er. „Das darf Sie aber nicht verleiten, über die Grenzen Ihrer Stellung hinauszugehen.“

„Was meinen Sie damit, Herr Professor?“ fragte sie erstaunt, und spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg.

„Hm!“ Wieder das kurze Räuspern. „Ich hörte, daß Sie dem Baron von Rosen heute Aspirin verabreicht haben.“

„Ja — das habe ich getan,“ gestand sie freimütig.

„Ich bitte Sie, in Zukunft erst meine Instruktionen abzuwarten und ohne meine Genehmigung keine selbständigen Anordnungen zu treffen.“

„Ich fragte Doktor Elsner zuvor,“ verteidigte sie sich.

„Sie haben mich zu fragen und nicht Doktor Elsner,“ entgegnete er schroff. „Bitte, wollen Sie sich das merken.“

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Marienbader Martyrium

Fünf Uhr morgens. Unerbittlich läutete die energische Weckuhr, und das montane Rascheln jagt den dicksten und bequemsten Kurgast aus dem Bett. Aufstehen! Aufstehen! diktiert die Uhr im Takt, denn im Tagesplan des Korpulenten, der sein Bäuchlein verlieren, der schlanker werden will, hat ärztliches Gebot diese frühe Morgenstunde angeordnet. Wer nicht zum Vergnügen nach Marienbad kam, sondern um die Kur zu gebrauchen, der muß auch dem Befehl der Weckuhr gehorchen.

Sechs Uhr. Am Kreuzbrunnen sammelt sich die Polonäse der Dicken, den Becher mit dem typischen Glasröhrchen in der Hand, und holt das kohlensäurehaltige Wasser, das nun mit einer Andacht geschlürft wird, als ob es der beste Göttertrank wäre. Mit fröstelnden Händen spielt die Kapelle ihre Weisen, und im Takt des Charleston oder der Gralserzählung geht der Pilgerzug der Brunnengäste durch die Kolonnaden, zum Ferdinandsbrunnen, wo ein zweiter und dritter Becher des kräftigen Wassers geleert wird. Dann geht es, noch immer mit nüchternem Magen, in die Waldberge hinauf, zu einem der vielen Höhenkaffees, wo das erste Frühstück die folgsamen Kurgäste erwartet. Auch dieser Marsch darf nicht nach eigenem Gutachten absolviert werden. Vier verschiedene Wege, teils in zahmen Serpentinen, teils in steiler, schnurgerader Linie, führen zu den Gipfeln hinauf. Sie sind blau, rot, grün oder gelb markiert, und der Arzt hat genau vorgeschrieben, auf welchem Weg der diesbezügliche Bauch heruntermarschiert werden soll. Der erste Schweiß wird dem armen Dicken aus dem Körper gepreßt, wenn er sich, pustend und schnaufend wie eine Lokomotive, in die Höhe windet.

Neun Uhr vormittags: Der Gipfel, das Wegziel ist erreicht. Im „Rübezahl", auf dem „Egerländer", im „Panorama", im „Bellevue", auf der „Forstwarte" und wie diese Höhenrestaurants sonst heißen, gibt es, als Lohn für den anstrengenden Morgenspaziergang, ein wunderbares Frühstück und einen herrlichen Fernblick in die Täler des Egerlandes. Der hungrige Dicke aber hat für die Reize der Landschaft, die Farben der Natur wenig Interesse und Verständnis. Mit Heißhunger stürzt er sich auf die Morgenlabung, knabbert an dürrem, trockenem Zwieback, obwohl die knusprigen Kipfeln und Brötchen viel appetitlicher locken. Zum erstenmal im Tag verwünscht der Dicke noch nicht seinen Bauch, sondern den Arzt, der ihm den Genuß des delikaten Gebäckes verboten hat.

Musik erklingt, die rhythmischen Klänge einer Jazzband rufen zum Tanz, der hier nicht als Vergnügen gilt, sondern als Sport und kurmäßige Bewegung. Und der dickste Bauch hüpft im Charlestonschritt, denn was tut man nicht alles für seine Gesundheit.

Elf Uhr: Die Badezeit beginnt. Nach dem Frückstücksschimmy geht es nun ins Wasser, ins Dampfbad, wo heiße Luft die kulinarischen Sünden des letzten Jahres aus dem verfetteten Körper jagt, oder ins Kohlensäurebad, das die ermatteten Nerven erfrischt, oder, sofern Rheuma die Glieder quält, ins Moorbad, in den schmutzigen Schlamm, der sich an die Haut klebt, so daß der Neuling zu fürchten beginnt, er werde niemals mehr weiß und rein werden. Doch auch diese Schweinerei geht vorüber.

Dann aber kommt der Masseur, dieser rohe, herzlose Geselle mit den brutalen Fäusten, der nun den armen Körper zu schlagen, zu schinden, mit festen Griffen zu striegeln und zu kneten beginnt. Wie stöhnen und ächzen da die armen Opfer! Wie viele heimliche, oft auch laute Flüche verwünschen den Bauch, der einem nicht nur das bequeme Leben in Marienbad vergällt, sondern auch solch eine Marter verlangt. Merkwürdig aber: jeder Dickling liebt seinen Masseur, wenn dieser mit der Arbeit fertig ist, und schenkt ihm ein schönes Trinkgeld, um die Gnade des athletischen Meisters für den nächsten Tag zu erkaufen.

Mittags: Kurmäßige Kost; Schmalhans bestimmt das Menu; nichts, was dick macht; keine Suppe, keine Mehlspeise, kein Bier, kein Zucker; ängstliche Kalorienaddition. Neid gegen die Nachbarn und Mitmenschen, die alle Wunder der meterlangen Speisekarte genießen dürfen. Und (— vielleicht? —) der erste Sündenfall gegen die vorgeschriebene Diät, indem man heimlich und schmackhaft unter den vorwurfsvollen Blicken der Frau Gemahlin, den erstaunten des Kellners oder eines feigen Kurgenossen schnell etwas schluckt, was der Arzt verboten hat und was er um Gottes willen nicht erfahren darf. Die Dicklinge in Marienbad fürchten ihren Arzt wie einen strengen Lehrer, aber der kleine Sündenfall, der sich seit Evas Apfeldiebstahl im Paradies alljährlich in Marienbad wiederholt, schmeckte ausgezeichnet und das schlechte Gewissen wird am Nachmittag beruhigt, indem man als Buße eine halbe Stunde länger marschiert.

Wieder muß man sich durch einige Kilometer Marsch eine Jause erst verdienen. Noch einmal ruft gegen Abend der Kreuzbrunnen seine Gäste, noch einmal muß man in der Reihe promenieren, die das sprudelnde Wasser wie eine Medizin trinkt, noch einmal hat man die Qual zu überstehen, das nicht essen zu dürfen, was man gern essen möchte, noch einmal lockt die Jazzband zu kurmäßigem Tanz.

Dann ist endlich, glücklich, gottlob der Tag eines armen Kurgastes vorüber, der dicke Bauch hat ein paar Zentimeter seines Umfanges verloren, das Körpergewicht hat sich um ein paar Gramm verbilligt. Wieviel Arbeit, welche Qualen sind dazu notwendig, um von seinen 120 Kilogramm zehn oder zwanzig herunterzutrainieren ... H.

Holz wird in Fleisch umgewandelt!

Berlin. Professor Dr. Friedrich Bergius, dessen Arbeiten auf dem Gebiete der Kohleverflüssigung in der ganzen Welt Aufsehen erregt haben, hielt auf der soeben zu Ende gegangenen Tagung des „Vereins Deutsche Chemiker" eine Rede über die wirtschaftliche Verwertung nicht nur von Kohle, sondern auch von Holz. Diese Mitteilungen des hervorragenden Gelehrten, der für seine Forschungen mit der Liebig-Denkmünze ausgezeichnet wurde, lenkten die Aufmerksamkeit auf ein Problem, dessen gewaltige Bedeutung gegenwärtig noch nicht abzusehen ist. Handelt es sich doch um nicht mehr und nicht weniger als letzten Endes um die Verwandlung von Holz und seinen Abfällen in Fleisch. Ueber seine neuen aufsehenerregenden Arbeiten äußerte sich Bergius, über dessen Rede außer der Tatsache der Holzverwandlung nur wenig bekannt geworden ist, bei seinem Vortrage im einzelnen folgendermaßen:

„Die Arbeiten über Kohlebildung und Kohleverflüssigung liegen chemisch dem zweiten Arbeitsgebiet, mit dem wir, ich und ein Kreis von Mitarbeitern, uns im Laufe der letzten zehn Jahre befaßt haben, gar nicht fern: Es war dies die chemische Auswertung des Holzes. Während die Inkohlungsreaktion tief in die Struktur der holzbildenden Substanz eingreift, ist es auf anderem Wege möglich, das chemische Skelett schonend zu behandeln und in verdauliche Kohlehydrate überzuführen. Die in den Kohlehydraten enthaltene Energie wird im tierischen Organismus außerordentlich rationell ausgenützt, sowohl zur Wärmeerzeugung wie zum Körperaufbau. Da in Deutschland beinahe 50 Prozent der jährlich zuwachsenden Holzmenge in den Ofen wandern, ist es **ein außerordentlich interessantes wirtschaftliches Problem, die im Brennholz enthaltene Zellulose in verdauliche Kohlehydrate überzuführen, ein Problem,** das von um so größerer Bedeutung ist, als Deutschland Kohlehydrate in Form von Gerste und Mais im Werte von über 700 Millionen Mark einführt, während das heute verbrannte Brennholz zum größten Teil durch Kohle ersetzbar ist.

Die Ueberführung von Zellulose in verdauliche Kohlehydrate stützt sich auf die von Willstätter vorgezeichnete Methode, Holz durch Behandlung mit hochkonzentrierter Salzsäure zu hydrolisieren. Im Jahre 1916 wurde begonnen, diese Reaktion als Grundlage für ein technisches Verfahren auszubilden, was erst möglich war, nachdem ein Prozeß gefunden worden war, mit welchem man das aus dem Holz gebildete Kohlehydrat unter praktisch vollständiger Wiedergewinnung der Salzsäure erhalten konnte, ohne dabei das gebildete Kohlehydrat länger andauernder Erhitzung, die zur Zerstörung der Reaktionsprodukte geführt hätte, auszusetzen. Dieser technische Fortschritt beruhte darauf, daß man die Wärmezufuhr für die Verdampfung der Salzsäure durch einen flüssigen, nicht misch- und emulgierbaren Wärmeträger bewirkte. Nach langjähriger Arbeit war es möglich, eine erste technische Anlage in ziemlich bedeutendem Umfange erfolgreich in Betrieb zu nehmen. Von der ersten technischen Anlage bis zur Industrialisierung des Prozesses sind neue umfangreiche Arbeiten zu leisten. Technische, volkswirtschaftliche und kaufmännische Arbeiten haben parallel zu gehen, um die Rohstoffbeschaffungs- und die Rohstofftransportfrage zu studieren, die geeignete Form der Produkte zu finden und ihren Absatz zu klären, die landwirtschaftliche Situation muß gebührend berücksichtigt werden, und das Studium der Fütterungslehre ist für die Zukunft des Verfahrens von ebenso großer Wichtigkeit, wie es anfänglich das der Reaktion zwischen Zellulose und Salzsäure war.

Erforderlich ist ferner das Verständnis und das Einfühlen in soziale und politische Zusammenhänge, wie sie eine Industrie, die zu der Landwirtschaft in enger Beziehung steht, nötig macht. Für Deutschland, dessen Fleischversorgung sich zu 60 Prozent auf die inländische Schweinemast stützt, ist die Herstellung von Kohlehydratfuttermitteln ganz besonders wichtig. Hier handelt es sich um ein volkswirtschaftliches Problem, dessen Bedeutung für die Zukunft nicht zu unterschätzen ist."

Diese Ausführungen von Professor Bergius weisen auf wissenschaftliche Arbeiten hin, die von den Forschern bereits vor etwa zwölf bis fünfzehn Jahren in Angriff genommen worden sind. Diese hatten die Verzuckerung des Holzes zum Ziele. Schon damals war es gelungen, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeit, dieses Problem in seinen Hauptteilen zu lösen. Dieser aus dem Holz gewonnene Zucker wurde besonders während des Krieges der Viehfütterung dienstbar gemacht.

Auf diesem Wege erhalten wir demnach aus dem Holz oder seinen Abfällen Fleisch. Bergius hat nun die Lösung dieses Problems insbesondere vom wirtschaftlichen Standpunkt aus in Angriff genommen, indem er nicht nur die bisherigen Methoden zur Verzuckerung des Holzes verbesserte, sondern sie auch auf fabrikatorischer Grundlage durchzuführen versucht. Er hat zu diesem Zwecke eine Versuchsanlage eingeführt. Der aus dem Holz gewonnene Zucker braucht aber nicht auf dem Wege der Viehfütterung in Fleisch verwandelt zu werden, man kann auch den aus Holz entstandenen Zucker nach seiner Reinigung unmittelbar genießen. Jedenfalls ist die fabrikmäßige Herstellung von Zucker aus Holz und letzten Endes Verwandlung in Fleisch ein für die Weltwirtschaft derart wichtiges Problem, daß sich dessen Auswirkungen im Augenblick noch nicht übersehen lassen.

Ueber die praktische Bedeutung der Arbeiten von Professor Dr. Bergius äußerte sich der hervorragende Wissenschaftler Prof. Dr. Fritz Haber, Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Forschung, einem unserer Mitarbeiter gegenüber: „Die Arbeiten von Professor Bergius können vor allem für die holzreichen Länder der Welt, wie z. B. Schweden oder Finnland, von großer Bedeutung sein. Die Bedeutung für Deutschland muß vielleicht mit anderem Maßstabe gemessen werden, da wir keinen Ueberfluß an Holz besitzen. Auch hier aber können die Arbeiten von Bergius unter gewissen Umständen von Bedeutung sein. Allerdings sind bei der Umsetzung der Pläne von Bergius in die Praxis in großem Umfange noch manche Fragen zu klären, wie z. B. die Transportkosten zu den Verarbeitungsfabriken, die Rentabilität und verschiedenes andere noch. Im übrigen muß im Augenblick auch noch abgewartet werden, wie der Versuchsbetrieb von Professor Bergius sich auch weiterhin bewährt. Sollten die hier gestreiften und andere damit zusammenhängende Probleme zufriedenstellend gelöst werden können, so kann man zweifellos den Arbeiten von Bergius hervorragende Bedeutung zumessen.

Eine seltsame Verkettung von Familienverhältnissen

In Lodz wird augenblicklich eine Familientragödie lebhaft besprochen, die sich in der Familie eines Emigranten ereignete und erst jetzt an den Tag kam. Es ist dies wirklich eine seltsame Geschichte, die darauf beruht, daß durch eine sonderbare Verkettung von Umständen der Vater die eigene Tochter und der Bruder die eigene Schwester heiratete.

Vor etwa 30 Jahren wohnte am Alten Ring 3 der Schneider Hersch Lankfus, der eine gewisse Jochwata Reis heirate. Der Ehe waren zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe entsprossen. Nach vierjähriger Ehe beschloß Lankfus, nach Amerika auszuwandern. Er führte seine Absicht auch durch und ließ seine Frau und seine beiden Kinder Hermann und Genia in Lodz zurück. In Amerika hatte er Glück und erwarb sich im Verlauf einiger Jahre ein Vermögen. Im Zentrum von Chikago eröffnete er ein großes Schneideratelier, das sehr gut prosperierte. Er vergaß auch seine Frau, die inzwischen gestorben war und heiratete zum zweitenmal. Er wurde Vater eines Mädchens, das Henriette genannt wurde. Inzwischen wuchsen seine beiden Kinder in Lodz heran. Bei Ausbruch des Weltkrieges zählte Hermann 18 und Genia 20 Jahre. In der Inflationszeit erwarb sich Hermann ein ziemliches Vermögen, mit dem er nach Palästina auswanderte, nachdem er seine Schwester in Wien untergebracht hatte, wo sie in reichen Familien Eingang fand.

Im Jahre 1923 kam die Tochter Lankfus' aus zweiter Ehe, die inzwischen 19 Jahre alt gewordene Henriette, nach Palästina, um an den Feierlichkeiten der Eröffnung der Universität in Jerusalem teilzunehmen. Hier lernten sich Hermann und Henriette kennen und lieben. Sie beschlossen, zu heiraten und machten dem alten Lankfus in Amerika davon Mitteilung. Dieser, der inzwischen zum zweitenmal Witwer geworden war, gab seine Einwilligung und faßte den Entschluß, selbst nach Europa zu reisen. Auf dem Wege nach Palästina hielt er sich in Wien auf, wo er durch eine sonderbare Verkettung der Umstände seine Tochter Genia Reis kennen lernte. Da er seinerzeit mit seiner ersten Frau nur eine kirchliche Trauung genommen hatte, ohne die Heirat durch einen Akt im Magistrat vollständig zu machen, trugen seine Kinder den Namen der Mutter, da die Frau nach der kirchlichen Trauung noch nicht das Recht hat, den Namen des Mannes zu tragen. Nach der Hochzeit kehrte Lankfus mit seiner Frau nach Chicago zurück, wohin auch bald darauf Reis mit seiner Frau kam. Erst hier kam im Verlaufe von Gesprächen die furchtbare Tatsache an den Tag, daß der Vater die eigene Tochter und der Bruder die eigene Schwester geheiratet hatte. Von dieser Erkenntnis erschüttert, reiste Lankfus sofort nach Lodz, um sich an Ort und Stelle zu erkundigen, ob die Entdeckung auf Wahrheit beruht. Die Verwandten, die er noch antraf, bestätigten ihm die Wahrheit. In den nächsten Tagen kehrt er nach Amerika zurück, wo er sich darum bemühen wird, die Ehen für ungültig erklären zu lassen.

Jenny Golders Liebe zu Baron Löwenstein

Als vor kurzem Jenny Golder, der berühmte Pariser Revuestar, sich eine Kugel ins Herz jagte, und damit einem Leben voller Jugend, Schönheit, Geist und Reichtum ein tragisches Ende setzte, stand ganz Paris vor einem undurchdringlichen Rätsel. Was mochte diese bezaubernd anmutige 32jährige Frau, die noch längst nicht den Gipfelpunkt ihres an künstlerischen Erfolgen so reichen Lebens erklommen hatte, bewogen haben, plötzlich alles hinzuwerfen und sich in das ewige Nichts zu stürzen? Schwermut, sagten die einen, Neurasthenie die anderen.

Jetzt, da sich die Augen der schönen Jenny für immer geschlossen, erzählt im „Neuen Wiener Journal" Peter Sachs, der bekannte Berliner Kabarettkünstler, die Geschichte ihres Herzensromans, dem in der Tat eine tiefe Tragik innewohnt. Wenn die Erzählung vom Liebesleid der weltberühmten Pariser Vedette richtig ist, was wir natürlich nicht nachzuprüfen vermögen, so knüpften sich die ersten Fäden dieser Tragödie in Berlin.

Man erinnert sich, das im vergangenen Jahre Jenny Golder im Rahmen eines Gastspiels des Pariser Palace-Theaters mit der Revue „Vive la Femme" im Berliner Admiralspalast gastierte. Auch die Berliner unterlagen dem Zauber dieser Frau, die kühle und nüchterne Stadt des Nordens bereitete ihr einen glänzenden Triumph. Damals in Berlin saß in der Loge ein eleganter Herr von auffallend stattlicher Erscheinung, der kein Auge von Jenny Golder abwandte. Er verschlang förmlich mit seinen Blicken das sprühende und wirbelnde Tanzteufelchen auf der Bühne, das gerade eben in köstlich gebrochenem Deutsch den berühmt gewordenen Schlager sang: „Jenny, Jenny..." Ein riesiges Orchideenbukett wurde der Künstlerin mit einer Visitenkarte in die Garderobe gebracht. Darauf stand zu lesen: Baron Alfred de Löwenstein, Bruxelles.

Es war der große Brüsseler Bankier und Finanzmagnat, dessen furchtbares Ende eben erst vierzehn Tage lang die ganze Welt in Atem gehalten hat. Damals freilich wußte Jenny Golder noch nicht, wer dieser Verehrer war, der es bald nicht nur bei Blumen bewenden ließ, sondern ihr noch weit kostbarere Zeichen seiner Bewunderung und tiefen Neigung verehrte. Noch ein- oder zweimal erschien Löwenstein in der Vorstellung, dann verließ er Berlin.

So entstand zwischen der Bühnenkünstlerin und dem millionenschweren Finanzmann eine Freundschaft, die im Laufe der Zeit immer inniger wurde und die beiden schließlich in tiefer Liebe aneinander kettete. Die verschiedenartigen Wege ihres Lebens brachten es mit sich, daß sie viel voneinander getrennt waren. Wo immer aber auch Alfred Löwenstein und Jenny Golder weilten, sie konnten einander nicht vergessen und hüteten das Geheimnis ihrer Liebe so verschwiegen, daß nie jemand etwas davon ahnte.

Dann kam die Nachricht vom schaurigen Absturz ihres Freundes nach Paris. Von diesem Tage an war Jenny Golder wie verwandelt. Sie griff verzweifelt zur tödlichen Waffe, weil ihr der Tod Löwensteins Gewißheit war und das Leben ohne ihn für sie allen Reiz verloren hatte.